

Segen eines Pfingstmissionars, in ganz schweren Fällen geht man zu einem Heiligen des Candomblé oder Umbanda-Kults“, heißt es in dem Sektenpapier der Ökumenekommission der Brasilianischen Bischofskonferenz.

Die von vielen Sekten praktizierte *Nachbarschaftshilfe*, der brüderliche Umgang innerhalb der Gemeinde und die emotional ansprechenden Kultformen mit Musik, lautem Beten, enthusiastischen Gesängen, Tänzen bis zu ekstatischen Zuständen, Zungenreden und Visionen erleichtern, wenn auch nur mittel- und kurzfristig, das Ertragen von Armut, Elend und Unsicherheit. Das Heilige, Kultische ist etwa in einer Pfingstsekte erreichbarer Zufluchtsort auch für den Einfachsten, Ärmsten. Im Schutz der Gruppe wird den Gläubigen von vielen Sekten zudem eine *ebenso einfache wie einleuchtende Weltsicht* vermittelt. Der Zugang zum Amt des Predigers und Missionars ist von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich. Fast immer aber genügen „Charisma“ und eine kurze Vorbereitungszeit, während ein katholischer Priesteramtskandidat sieben Jahre aus der Gemeinde verschwindet und im Regelfall auch nicht dorthin zurückkehrt. Auch in anderen Bereichen liegt die größere Attraktivität der Sekten im Vergleich zur traditionellen Großkirche auf der Hand: Die „Sakramente“ werden meist ohne katechetische Vorbereitung gewährt; auch in Ehefragen nehmen viele Zuflucht zu einer „neuen“ Kirche.

Über den resümierenden Satz „jede Sekte ist eine von den etablierten Kirchen nicht bezahlte Rechnung“ in dem brasilianischen Dokument läßt sich streiten. Jedenfalls warnen die Verfasser davor, trotz prononciert anti-katholischer Einstellung vieler Sekten überall und nur die „Ausbeutung der religiösen Gefühle des Volkes“ zu sehen. Sie empfehlen im Gegensatz zu der CELAM-Studie, den *Dialog* trotz aller berechtigter Vorbehalte wenigstens zu versuchen und nach religiösen Werten in diesem „Protestantismus der Armen“ zu suchen. Ein deutscher Experte der lateinamerikanischen Kirche gab dazu zu be-

denken, daß die kleinen evangelikalen Gemeinden in gewisser Weise mancherorts sogar Modell für die christlichen Basisgemeinden gestanden haben könnten. Es ist eine nicht immer eingestandene Tatsache, daß gerade in städtischen Randgebieten die Sekten „vorher da waren“, was historisch auf falsche pastorale Prioritäten („Kirche an der Seite der Mächtigen“) wie auf zu schwache missionarische Kräfte zurückzuführen ist.

Noch keine pastorale Strategie dagegen

Eine pastorale Strategie, wie den vordringenden Sekten zu begegnen sei, gibt es in der lateinamerikanischen Kirche (noch) nicht. Die verdeckt oder mit raffinierten Marketing-Methoden vorgehenden Sekten versuchen einige Ortskirchen (Panama, Honduras) durch wiederholte aufklärende öffentliche Stellungnahmen zu decouvrieren. Das Sektenphänomen in seiner Bedeutung ist zwar erkannt. Die eigentliche Herausforderung aber muß die Kirche in sich selbst spüren: Eine für alle erreichbare glaubwürdige, ebenso sozial engagierte wie geistliche Kirche könnte die „Lawine“ aufhalten, auch wenn sie von äußeren Kräften in Gang gesetzt oder in Bewegung gehalten wird. Dazu müssen der lateinamerikanischen Kirche neue Kräfte wachsen, müssen vor allem die Basisgemeinden „von oben“ systematisch gestärkt (und nicht wie vielerorts halbherzig geduldet) werden. Bei innerkirchlichen (um Orthodoxie und Abgrenzung kreisenden) Konflikten zersplitternde Kräfte müßten geschont, der pastorale Blickwinkel insgesamt vom Prüfen neuer kirchlicher Lebenszeichen mehr auf deren Stärkung gerichtet werden. Die spirituelle Substanz und evangelisierende Kraft aber wächst nicht allein mit der Erkenntnis ihrer Notwendigkeit. Es ist zu hoffen, daß mit der wachsenden Bedrängnis der lateinamerikanischen Kirche von außen die Kräfte im Innern zunehmen. *Gabriele Burchardt*

„Es könnte neue Schwierigkeiten geben“

Ein Gespräch mit Professor Hans Tuppy über Wissenschaft und Kirche

Zwischen Kirche und Wissenschaft, speziell zwischen Kirche und Naturwissenschaft, finden punktuell immer wieder Gespräche auch auf hoher und höchster Ebene statt: Bischofs-symposien, Begegnungen des Papstes mit Wissenschaftlern auf seinen Reisen und bei jährlichen Tagungen in Castelgandolfo. Aber das Verhältnis zwischen beiden erweist sich unter habituellen und aktuellen Gesichtspunkten keineswegs als problemlos. Welche Hintergrundprobleme, teils kirchlicher, teils gesamtgesellschaftlicher Art das Verhältnis aktuell beeinflussen, erörterten wir in einem Gespräch mit Prof. Hans Tuppy, Wien. Professor Tuppy, Vorstand des Instituts für Biochemie an der Universität Wien, Forscher von inter-

nationalem Ruf und seit seiner Jugend in der katholischen Laienbewegung aktiv, ist Präsident der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Die Fragen stellte David Seiber.

HK: Herr Professor Tuppy, im Verhältnis Kirche – Wissenschaft gibt es, dies ist jedenfalls der Eindruck von außen, eine schwer zu fassende Unschärferelation. Man ist freundlich zueinander, dialogisiert auch, besonders gerne auf sehr hoher Ebene, hat aber im Grunde einander nicht allzuviel zu sagen. Wie sieht das von innen her aus?

Tuppy: Ich stimme Ihrer Diagnose zu. Die uns aus der Vergangenheit vertrauten Konfrontationen zwischen den modernen Wissenschaften, vor allem auch den Naturwissenschaften und der christlichen Religion sind weitgehend geschwunden. Wir müssen dabei freilich die Vielschichtigkeit des verwendeten Wissenschaftsbegriffs beachten. Wissenschaft kann ja sehr Verschiedenes bedeuten: die Summe des Wissensbestandes; dann geht es um das Verhältnis Wissensbestand-Glaubensbestand; (dann Wissenschaft als aktiver Prozeß); und nicht zuletzt verstehen wir darunter die die Wissenschaft verkörpernden sozialen Gebilde. Meist landen wir, wenn wir von Glaube/Kirche und Wissenschaft sprechen, sehr rasch, vielleicht zu rasch, auf diesem letzteren Feld.

HK: Landet man nicht deswegen rasch bei der Begegnung zwischen Kirche und Wissenschaft als gesellschaftlichen Institutionen, weil – wie Sie sagen – die alten Konfrontationen abgebaut und neuere Fragestellungen, vor allem solche weltanschaulicher Art, weniger faßbar geworden sind?

Tuppy: Diese Entwicklung möchte ich nicht leugnen. Sie ist für sich betrachtet aber nicht negativ zu sehen. Sie ergibt sich, glaube ich, vor allem aus einer bestimmender gewordenen Selbstbescheidung, aus einer erkenntnistheoretischen Besinnung auf das Zugängliche in den Naturwissenschaften, aber auch aus einer parallelen Selbstbescheidung in der Theologie.

„Die Möglichkeiten für die Erarbeitung eines volleren Wirklichkeitsbezugs sind gewachsen“

HK: In der Konsequenz hieße das, die Theologie oder – katholisch gesprochen – auch das Lehramt hat keine grundsätzlichen Probleme mehr, die Autonomie der nichttheologischen Wissenschaften gegenüber der Glaubenswissenschaft und dem Glaubensurteil anzuerkennen ...

Tuppy: Sagen wir so: Die Deutung der Offenbarung durch das Lehramt wird nicht mehr als ein Ersatz einer natürlichen Offenbarung verstanden, wenigstens im Prinzip. Im einzelnen mag es immer noch Schwierigkeiten geben. Aber grundsätzlich wird christliche Offenbarung nicht mehr in Konkurrenz zu naturwissenschaftlichem Erkennen gesehen. Das war lange Zeit nicht so. Die Heilige Schrift galt weithin als eine Quelle auch naturwissenschaftlicher Befunde. Und die Naturwissenschaft hat sich früher auch mehr als heilbringende Lehre verstanden in dem Sinne, daß durch ihre Art des Denkens und Wirkens eine Erfüllung im Menschlichen stattfindet.

HK: D.h. Wissenschaft, speziell Naturwissenschaft, erscheint heute als weniger ideologiebedürftig oder extrapoliert einfach weniger ...?

Tuppy: Jedenfalls wird sie, wo sie es tut, innerhalb der eigenen Grenzen von den eigenen Vertretern zurechtgewiesen. Es gibt schon immer noch das Mißverständnis der Naturwissenschaft als innerweltlicher Heilswirklichkeit und Heilsgeschichte, aber lange nicht mehr in dem Ausmaß von früher. Das ist, glaube ich, der Hauptgrund, warum man sich dennoch nicht mehr so sehr als Konkurrenz, sondern als Ergänzung betrachtet. Es bleibt aber etwas, was man nicht verkennen darf: die Denkstile sind sehr verschieden, und das schafft oft eine große Fremdheit. Die Differenzen liegen damit nicht mehr eigentlich im Inhalt, sondern im Habituellen, eben in den Denkstilen und unterschiedlichen Sichtweisen.

HK: Sind es nur fremde Berufswelten und Sichtweisen, die da aufeinanderstoßen oder doch nach wie vor konträre Weltbilder?

Tuppy: Es kommt viel habituell Fremdes zusammen: Denkstil, Denkverhalten, Existenzgefühl. Aber im Prinzip sind die Möglichkeiten einer Ergänzung im Sinne einer gemeinsamen Erarbeitung eines volleren Wirklichkeitsbezugs und eines umfassenderen, zugleich differenzierteren Daseinsverständnisses gewachsen.

HK: Sie sagen im Prinzip. Es gibt Gegenbewegungen fundamentalistischer Art, die von einem mehr oder weniger wörtlich genommenen biblischen Schöpfungsverständnis her z. B. die Evolutionstheorie von Grund auf in Frage stellen. Ist das nur eine Nischenbewegung oder steckt mehr dahinter?

Tuppy: Es steckt sicher insofern mehr dahinter, als solche Tendenzen nicht auf bestimmte Gruppierungen im Christentum beschränkt sind, sondern sich darin ein weit verbreitetes Bedürfnis nach einer unvermittelt ablesbaren Welterklärung kundtut.

HK: Glauben Sie, daß dieses sich wieder ausbreitende Bedürfnis nach vorwissenschaftlicher Daseinsdeutung etwas ist, was unsere auf naturwissenschaftlich technischer Erkenntnis und ihrer Anwendung beruhende Zivilisation noch einmal grundlegend in Frage stellen könnte, oder sind das einfach begrenzt sich bemerkbar machende Abwehrreaktionen?

Tuppy: Ich glaube, das sind Konvulsionen; sie können sich je nach kulturellen Bedingtheiten örtlich und zeitlich unterschiedlich auswirken, aber sie werden sich nicht auf Dauer durchsetzen, weil wir bereits zu sehr (nicht nur in Europa, im Westen, als dem Vorreiter der verschiedenen wissenschaftlich-technischen Revolutionen) von Wissenschaft und Technik abhängig geworden sind, um leben zu können.

HK: Sie sagten, es bleibe eine habituelle Fremdheit zwischen diesen unterschiedlichen Erkenntnisweisen und ihren Trägern. Ist das nicht das eigentliche Problem, das erstens die Eingangsfrage noch einmal verschärft, das zweitens aber auch ein Stückweit das Bedürfnis nach vorwissenschaftlichen Welterklärungen verständlich macht?

Jeder geht seine eigenen Wege, vielleicht gerade deswegen am Menschen vorbei, der einer ganzheitlichen Erklärung seiner Lebenswelt bedürftig ist.

Tuppy: Das Die-eigenen-Wege-Gehen ist ein allgemeines Problem und macht, verstärkt durch die habituelle Fremdheit der Denkstile und Wirklichkeitsverständnisse, einen Teil unserer Probleme im Umgang gerade auch zwischen Kirche und Wissenschaft aus. Alle sind zu sehr mit sich beschäftigt: die Theologen, die Naturwissenschaftler, die kirchlichen Amtsträger, die Frauen, die Laien. Zu Ihrer eigentlichen Frage: Wir erliegen leicht der Alternative: entweder radikale Konzentration auf das erkennbare einzelne. Damit verliert die Welt ihre ganzheitliche Deutbarkeit und der Mensch ein umfassendes Selbstverständnis. Oder Rückkehr zu unvermittelten vorwissenschaftlichen, letztlich irrationalen Weltbildern. Der Weg aus diesen falschen Alternativen heraus führt nur über Bemühungen gegenseitiger Ergänzung unterschiedlicher Erkenntnisweisen.

„Philosophie ist in der Begegnung von Kirche und Naturwissenschaft oft mehr hinderlich als förderlich“

HK: Aber wie soll solche Ergänzung heute konkret geleistet werden? Und welche Zielsetzungen sollen dabei maßgebend sein? Auf einem einschlägigen Symposium hieß es einmal, gemeinsame Aufgabe von Glaube bzw. Kirche und Wissenschaft heute sei es, die Rationalität unseres Daseinsverhaltens zu retten. Jemand entgegnete darauf, dann könne man gleich sagen, Kirchenmänner und Wissenschaftler seien gleich konservativ. Wird das aber nicht tatsächlich zu einer herausragenden Aufgabe beider, vielleicht auch im Dienst eines ganzheitlicheren Menschenbildes?

Tuppy: Ich halte dies auch eher für ein politisches Ziel: die Kirche mit ihrem großen historischen Erfahrungsschatz als Bollwerk gegen eine zu starke Irrationalität und Emotionalität anzusetzen. Selbstverständlich müßte dabei auch die Bedeutung von Rationalität noch einmal hinterfragt werden. Es ist ja erkenntnistheoretisch, philosophisch nicht gerade einfach zu entscheiden, was alles zu Rationalität als Inhalt und Bedingung gehört.

HK: Rationalität würde ich im Zusammenhang unseres Themas schlicht als das verstehen, was in der Scholastik Wahrheit als Angleichung des Intellekts an die Wirklichkeit war. Auf Gegenwart hin gesprochen und auf Handeln zugespitzt: Wir werden uns in der Steuerung unserer Daseinsentwicklung auf Vernunftkenntnis als Grundlage stützen müssen, weil es sonst überhaupt keine Grundlage weder der Welterkenntnis noch des praktischen Handelns noch des gesellschaftlichen Zusammenlebens gäbe.

Tuppy: Das müßten wir im einzelnen diskutieren. Für die

Naturwissenschaften ist jedenfalls nicht leicht zu deuten, was Rationalität ist. Rational im strengen Sinne ist für Naturwissenschaften, was auf logischem und/oder experimentellem Wege verifizierbar oder wenigstens nicht falsifiziert ist. Es gehört wohl auch noch der große Entwurf dazu, der aller Logik und eigentlich auch der Erfahrung vorausgeht, aber letztlich muß alles auf dem Wege des Experiments kontrolliert und verifiziert werden.

HK: Aber das muß anderen Formen rationaler und auch religiöser Erfahrung nicht widersprechen.

Tuppy: Richtig, nur darf man nicht die Religion sozusagen als Bundesgenossen einfordern. Damit verkennt man ihre Möglichkeiten und Aufgaben; es sei denn, man dehnte den Begriff sehr weit aus und spräche von Glaubenserfahrung als einer rationalen Erfahrung und anerkenne eine Logik, die mit Analogien, mit Symbolverständnis usw. arbeitet. Dann ja.

HK: Aber sind das nicht verschiedene, menschlichem Denken und seinem Erfahrungsvermögen mitgegebene unterschiedliche Weisen rationaler Erfahrung, die aufeinander angewiesen sind, wenn sie dem Menschen gerecht werden und ihn nicht willkürlich verkürzen oder zerteilen wollen?

Tuppy: Sicher ist das eine gemeinsame Aufgabe. Aber ich habe den Eindruck, daß Sie von einem philosophischen Begriff von Rationalität ausgehen, von dem ich nicht glaube, daß er Gemeingut ist, wenigstens auf Seiten der Naturwissenschaft nicht und auch auf Seiten vieler religiöser Bewegungen nicht sein kann.

„Die Entwicklung der Begrifflichkeiten gibt jeweils große Schwierigkeiten“

HK: Vielleicht nicht. Doch muß das nicht am Prinzip, sondern kann am Umgang mit ihm, an der Art seiner Anwendung liegen. Aber ich meine überhaupt ein gewisses Mißtrauen gegenüber philosophischen Vermittlungsversuchen zwischen naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Glaubenserfahrung herauszuhören. Vermute ich da richtig?

Tuppy: Ich hoffe, nicht zu skeptisch zu sein, wenn ich sage, daß heute die Philosophie bei Gesprächen zwischen Naturwissenschaftlern und Theologen mehr hinderlich als förderlich ist.

HK: Wieso mehr hinderlich als förderlich?

Tuppy: Mehr hinderlich als nützlich deswegen, weil die Philosophie ihre Gebäude aufbaut, die weder der Naturwissenschaft einen Zugang zur Glaubenswissenschaft zu eröffnen pflegen noch den Glaubenswissenschaften zu den Naturwissenschaften. Und ich habe den Eindruck, daß philosophische Theoreme auch das Fortschreiten der Theologie in sich eher behindern als stützen. Unser großes Problem und zugleich unsere Aufgabe im Gespräch

zwischen Wissenschaftlern naturwissenschaftlicher und theologischer Richtung ist, uns fähig und bereit zu machen, Begrifflichkeiten immer wieder zu überdenken und auch Gedankengebäude vergangener Jahrhunderte zu verlassen. Philosophie ist meist zu sehr systemgebunden und verliert sich zu sehr in der eigenen Begrifflichkeit; das erschwert die Verständigung ganz beträchtlich, gerade im Umgang mit Kirche und Theologie.

HK: Aber wie kommunizieren dann so unterschiedliche Denk- und Handlungswelten wie naturwissenschaftliches Erkennen in der Rationalität, die Sie geschildert haben, und religiöse Erfahrung mit ihrem Analogie- und Symboldenken miteinander?

Tuppy: Ich muß einschränken. Meine Skepsis richtet sich vor allem gegen die Philosophie als Fachwissenschaft mit einer bewunderungswürdigen Tradition, aber auch mit einer starken Beharrungstendenz. Das Wesen der Philosophie ist selbstverständlich in einer richtig verstandenen Theologie wie in einer weiterdenkenden Naturwissenschaft mit drin. Aber wenigstens aus naturwissenschaftlicher Sicht erfordern neue Entwicklungen und die jeweiligen Begrifflichkeiten der Naturwissenschaften auch jeweils das Überdenken philosophischer Begriffe. Und da gibt es regelmäßig große Schwierigkeiten.

HK: Vermute ich dahinter zurecht einen aktuellen kirchlichen Bezug? Sie sind Mitglied der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften. Der gegenwärtige Papst, der wie keiner seiner Vorgänger die Begegnung mit Wissenschaften und Wissenschaftlern pflegt, hat ein sehr persönlich geprägtes philosophisches Weltbild, das offenbar Folgen für die Einschätzung ethischer, vor allem sexual- und bioethischer Fragen hat. Jedenfalls sagen das auch medizinische Gesprächspartner, die etwa über Fragen der Empfängnisverhütung mit dem Papst im Gespräch sind. Sehen Sie das auch so?

Tuppy: Philosophie hat gerade als wissenschaftliches Lehrfach mit dem Problem eines sehr systemgebundenen und sich in überkommenen Begriffen verfangenden und dynamischen Denkens zu kämpfen. Diese allgemeine Beobachtung mag auch für den gegenwärtigen Papst Bedeutung haben: Während dieser fast allen Zeitproblemen gegenüber von einer bewunderungswürdigen Offenheit ist, scheint für sein fortpflanzungsbiologisches und sexualethisches Verständnis ein fragwürdiges Vorverständnis von Natur mindestens so entscheidend zu sein wie die Traditionsbindung an frühere päpstliche Aussagen.

HK: Dies wäre dann auch insofern ein wichtiger Punkt, als das Verhältnis Wissenschaft-Kirche-Theologie immer stärker von ethischen als von eigentlich weltanschaulichen Fragen geprägt wird. Oder ist es nicht so, daß gegenwärtig Wissenschaft und Kirche weniger die Frage zusammenführt, was ist, als vielmehr, was darf geschehen, was dürfen wir tun bzw. was müssen wir sein lassen?

Tuppy: Das sehe ich genau so. Wenn Wissenschaftler, Naturwissenschaftler vor allem, christliche Wissenschaftler das Gespräch mit den Theologen und auch mit der Hierarchie suchen, dann aus diesem Grund. Es ist vor allem die Sorge um die Zukunft der Menschen und der Welt, die zusammenführt bzw. nicht nur die Sorge, sondern Angst. Angst ist etwas, was gegenwärtig Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft erstaunlich stark verbindet. Ich bin nicht der Meinung, daß Angst wirklich eine haltbare Klammer für gemeinsames Überlegen und Handeln sein kann. Aber de facto liegt Angst wohl vielen Begegnungen als Motivation zugrunde.

„Ich bin überrascht, wie sehr Angst in das Christentum eingedrungen ist“

HK: Aber vielfach ist es doch so, daß diejenigen, für die Angst, Betroffenheit, Betroffenheit aus Angst Leitmotiv ist, sowohl ohne religiösen Bezug wie ohne Bezug zu wissenschaftlicher Erkenntnis im strengen Sinn auskommen wollen. D.h. sie verbleiben im vorrationalen Urteil über technische Entwicklungen und gesellschaftliche Zweckmäßigkeiten ...

Tuppy: Angst ergreift auch diejenigen, die mit Wissenschaft zu tun haben, was angesichts der tatsächlichen Bedrohungen auch nicht ganz unverständlich ist. Überrascht bin ich allerdings, wie sehr Angst ins Christentum eingedrungen ist, obwohl doch gerade dort die Hoffnung auf einen letztlich positiven Ausgang des Daseins lebendig sein sollte. Daß eine Wissenschaft ohne Religion von Angst befallen wird, wenn sie die Möglichkeit sieht, daß Konsequenzen der Wissenschaft zu einem unwiderruflichen Desaster führen können, verstehe ich eher als die Ausbreitung der Angst unter Christen.

HK: Auch Christen sind Kinder ihrer Zeit. Vermutlich haben die von ihnen festgestellten Ängste, soweit sie ein deutlich erkennbares Phänomen unter Christen sind, nicht zuletzt auch mit Transzendenzverlust im Christentum selbst zu tun ...

Tuppy: Ich glaube, dem ist so, Zukunft ist vielfach auch für Christen nur noch zeitliche Zukunft, nicht mehr Advent. Aber ich wollte mit meinem Hinweis auf Angst als einer schlechten Grundlage fruchtbarer Begegnung die Notwendigkeit positiver Zielsetzungen für gegenseitige Kooperation herausstellen. Es gilt, den Menschen zu helfen, die irdischen Wirklichkeiten zu pflegen und voranzubringen. Diesbezüglich ist sehr viel zu tun: auf der naturwissenschaftlich-technischen und der sozial-ökonomischen Ebene ebenso wie für die geistige Grundlegung und Sicherung menschlichen Zusammenlebens. Hier ist Kooperation sehr wichtig. Es gibt ja keine nur naturwissenschaftliche Bildung und auch keine nur religiöse, sondern beide sind aufeinander angewiesen.

HK: Ist aber nicht gerade so gesehen die Überwindung von Ängsten im Sinn der Förderung religiös wie rational begründeter Zuversicht eine der wichtigsten positiven Aufgaben hier und jetzt ...?

Tuppy: Da sollten wir nur insofern vorsichtig sein, als es nicht zu einer Zweckbestimmung von Religion kommen darf. Religion kann nicht einfach instrumental verstanden oder irgendwelchen gesellschaftlichen Zwecken untergeordnet werden.

„Man konzentriert sich auf ethische Grenzprobleme und stellt nicht die positive Absicht obenan, für Menschen etwas zu tun“

HK: Sie sagten, es gebe positive Aufgaben im Zusammenwirken von Wissenschaft und Kirche genug. An welche Aufgaben denken Sie dabei in erster Linie?

Tuppy: Mir scheint heute die Hilfe der Kirche besonders bei der Entwicklung menschlichen Zusammenlebens und seiner wissenschaftlich-technischen und gesellschaftlich-kulturellen Voraussetzung – speziell in der Dritten Welt, aber nicht nur dort – wichtig zu sein. Denn dabei ist ein Vorgehen auf allen Ebenen gleichzeitig notwendig: Bildung, geistige Stützung, materielle Hilfe, zielstrebigem Einsatz von Wissen und Können, von Mitmenschlichkeit und Gemeinsinn, das alles gehört dazu, und da finden Kirche und Wissenschaft ein herausragendes Feld der Zusammenarbeit.

HK: Dies wäre ein sehr weites Feld, wo letztlich Politik das entscheidende Wort hat, wenn Kirche auch vielfältig präsent sein und mitwirken kann. Aber nehmen wir ein engeres Feld, auf dem es um wichtige ethische Entscheidungen geht: die Biowissenschaften insgesamt, speziell aber die Gentechnik und alles, was damit zusammenhängt.

Tuppy: Ich bin nicht so sicher, daß das zu einem besonderen Feld der Zusammenarbeit werden kann ...

HK: Nein? Warum?

Tuppy: Weil Ethik heute häufig als Anweisung verstanden wird, Verbote auszusprechen und Handlungen zu unterbinden. Meiner Meinung nach ist Ethik dort voll gültig, wo sie Denken und Handeln bestimmt, aber nicht am Handeln hindert. Bestimmen selbstverständlich in einer bestimmten Richtung, weil Handeln nie nur positive Möglichkeiten einschließt. So wie heute Ethik formuliert wird, bezieht sie sich aber meist kasuistisch auf moralische Grenzprobleme und stellt nicht die positive Absicht obenan, für das Leben, für Menschen etwas zu tun. Solche moralische Kasuistik führt Wissenschaft und Glauben bzw. Wissenschaft und Kirche (verstanden hier auch als kirchliches Lehramt) eher auseinander.

HK: Auseinander deswegen, weil sich das Lehramt auf die Verbotsseite stellt?

Tuppy: Auf die Verbotsseite und auf die Seite der Bewahrung – als sei das Unveränderliche das einzig Wirkliche und Richtige. Damit bleiben wir dort, wo wir früher einmal gewesen sind: jede Evolution erscheint als etwas nicht Akzeptables.

HK: Ist das nicht eher ein Randphänomen, wenn auch eines von einer gewissen Breite, das sich lehramtlich sehr stark niederschlägt?

Tuppy: Mir scheint heute insgesamt die Tendenz vorzuherrschen, Natur als etwas Gleichbleibendes, als etwas im Gleichgewicht Befindliches darzustellen. Indessen weist schon das Wort Natur – „nasci“, „gigno“ – auf Dynamik hin. Entwicklung, Veränderung gehört zu ihrem Wesen und damit auch zu unseren Lebensbedingungen.

HK: Gibt es von daher so etwas wie eine Allianz zwischen den von Ihnen gekennzeichneten Haltungen des Lehramtes und den von Ihnen festgestellten Evulsionen von Ängsten?

Tuppy: Genau so sehe ich es. Wobei ich durchaus anerkenne, daß eine sehr berechtigte Sorge dahintersteckt. Es ist verständlich, daß man sich sorgt, wenn Entwicklungen in Gang kommen, die nicht mehr kontrollierbar sind und die der Würde des Menschen und seinem Wohl entgegenstehen. Aber wenn es soweit kommt, daß die gesamte Dynamik der menschlichen Tätigkeit und auch die Entwicklung in unserem Kosmos nicht mehr zu ihrem Recht kommt, dann könnte es wieder Schwierigkeiten und neue Konfrontationen geben.

„Es gilt, zwischen fundamentalistischen Rückfällen und einem allzu kühnen Vorpreschen einen Mittelweg zu finden“

HK: Aber es gibt gegenwärtig nun einmal besonders brisante, auf uns zukommende Erfahrungen von Grenzsituationen im Umgang mit menschlichem Leben, in den Möglichkeiten genetischer und reproduktionsbiologischer Steuerung, mit der Gefahr der atomaren Selbstzerstörung der Menschen: Der Mensch geht kaputt oder es wird aus ihm etwas anderes, auf das unsere Vorstellung von Menschenwürde gar nicht mehr anwendbar ist. Ist es da nicht nur sehr verständlich, sondern sinnvoll, daß da wieder Verbotsmoralen stärker zum Tragen kommen?

Tuppy: Ich habe sehr viel Verständnis dafür, daß man mit dem Menschen nicht experimentieren, daß man ihn nicht zum Versuchsobjekt machen darf und daß sein Recht auf freie Selbstbestimmung nicht gefährdet wird. Aber wir müssen auch sehen, daß wir Menschen uns nicht nur genetisch laufend verändern. Ob es um Medizin geht oder um Erziehung, es gibt immer die Gefahr, daß es manipulativ geschieht. Aber die Veränderungs-

möglichkeit oder auch die Veränderungsnotwendigkeit sollte nicht bestritten werden. Sie ist schlicht gegeben.

HK: Aber wo ziehen Sie die Grenze zwischen einer selbstverständlichen Offenheit für Veränderung und manipulativer Veränderung?

Tuppy: Manipulativ ist eine Veränderung, wenn sie ohne Zustimmung oder ohne antizipierte Zustimmung des Betroffenen vorgenommen wird (oder wenn tatsächlich die menschliche Person in ihrer Weseneigenart tangiert würde). Aber wenn ich auch solche Gefahren nicht leugnen will, möchte ich doch, daß auch die andere, die Veränderungsunwilligkeit, die reine Bewahrungsmentalität als Gefahr – gerade in der Kirche – gesehen wird. Es war historisch doch so, daß auch im christlichen Raum medizinische Maßnahmen, die heute so gut wie unumstritten sind, abgelehnt wurden mit dem Argument, sie beeinträchtigen den Gang der Natur. Es gilt, zwischen solchen fundamentalistischen Rückfällen und einem allzu kühnen Vorpreschen einen guten Mittelweg zu finden.

HK: Wie würde für Sie ein solcher Mittelweg z. B. in der Frage der Retortenzeugung aussehen?

Tuppy: Sie scheint mir dafür ein sehr gutes Beispiel zu sein. Denn sie kann nicht ein Ziel sein in dem Sinne, daß menschliche Fortpflanzung auf diese Methode umgestellt werden dürfte. Aber als Weg, einem sonst kinderlos bleibenden Elternpaar zu einem Kind zu verhelfen, ist sie nach meiner Überzeugung durchaus legitim, auch wenn wir dabei über das hinausgehen, was bisher möglich war. Die Probleme, die sich damit stellen, betreffen mehr die Folgen für die Rechtsbeziehungen der Betroffenen als den Vorgang selbst, wenn dieser an klare Bedingungen gebunden bleibt.

HK: Aber haben wir es da nicht auch mit einer Überbewertung von Grenzfällen gerade durch Mediziner und Biologen zu tun? Es sind ja nur relativ wenige Paare, denen unter beträchtlichem technischen und finanziellen Aufwand auf diesem Wege überhaupt geholfen werden kann. Und so verständlich Kinderwünsche sind, sie haben oft ihre eigene Problematik ...

Tuppy: Der Wunsch nach einem Kind ist für ein Ehepaar legitim. Wenn er auf anderem Wege nicht erfüllt werden kann, sollte auch die In-vitro-Befruchtung nicht ausgeschlossen sein. Sicherlich dürfen Fragen dieser Art, so wichtig sie sind, unsere Aufmerksamkeit nicht von bedeutend umfassenderen sozialmedizinischen Problemen ablenken: z. B.: wie werden wir bei steigender Lebenserwartung den so vielen alten Menschen gerecht werden? Wie können wir ihnen ein Leben ermöglichen, mit dem sie auch in hohem Alter besser zurechtkommen? Was können wir medizinisch, sozial, geistig, kulturell für die Prävention vorzeitiger Senilität tun? Natürlich müssen auch Grenzfragen diskutiert und Grenzen auch gezogen werden. Aber Zusammenarbeit von Wissenschaft und Kirche brauchen wir vor allem im Erkennen und Lösen der großen Menschheitsprobleme, von der Bevölke-

rungsentwicklung bis eben zur veränderten Situation der alten Menschen. Davon reden wir viel zu wenig: Wie werden wir Bedingungen schaffen, unter denen so viele Menschen auf engem Raum leben können? Dies ist eine wissenschaftliche und geistige Herausforderung ersten Ranges. Wie kann man zu menschenwürdigem Leben verhelfen und dieses fördern, gerade unter schwierigen Bedingungen?

HK: Sie meinen speziell das Bevölkerungsproblem und ein quasi natalistisches Laufenlassen der Entwicklung?

Tuppy: Die Dinge laufenzulassen, gerade das ist nicht mehr möglich. Wir müssen überlegen, in welcher Weise wir handeln. Aber es kann nicht darum gehen, Handeln überhaupt zu unterbinden. Denn das erst würde zu den wirklich großen Katastrophen führen.

HK: Wie beurteilen Sie von daher die kirchenamtliche Haltung in der Bevölkerungsfrage?

Tuppy: Ich habe für die kompromißlose Art, in der man sich praktisch für das Laufenlassen entscheidet, kein Verständnis. Ich sehe freilich Gefahren manipulativer Art, z. B. wenn Menschen von Staats wegen die Kinderzahl vorgeschrieben wird oder wenn Zwangssterilisationen verordnet werden müßten. Für solche Sorgen habe ich großes Verständnis ...

„Die Aussagen des Papstes über Menschenwürde und Menschenrechte finden größten Anklang, aber ...“

HK: Insofern hätte eine gewisse „Angststrategie“ der amtlich verfaßten Kirche vom Ergebnis her durchaus auch einen konstruktiven Sinn?

Tuppy: Insofern wir wirklich unmenschliche Methoden der Reduktion der Kinderzahl erlebt haben, ja. Aber in erster Linie gilt es Formen der Zukunftsplanung zu entwickeln, die menschenverträglich sind. Und gerade da ist es schwer, zwischen Wissenschaftlern und speziell der katholischen Kirche zu einer produktiven Zusammenarbeit zu kommen und gegenseitiges Verständnis aufzubringen. Die Aussagen des Papstes über Menschenwürde und Menschenrechte finden ungeheuren Anklang, auch bei Wissenschaftlern, aber sie stehen in ihrer Sicht meist im Gegensatz zu seinen Aussagen über Fragen der Sexual- und Fortpflanzungsethik. Denn gerade eine nicht-kontrollierte Fortpflanzung ist mit der Freiheit und Würde des Menschen heute nicht vereinbar, zumindest auf Dauer nicht.

HK: Womit wir vermutlich wieder bei der weiter oben von Ihnen getroffenen Feststellung wären, daß ein bestimmtes philosophisches, nicht eigentlich theologisches Verständnis des Menschen die gegenseitige Verständigung erschwert ...

Tuppy: Ich glaube, daß die theologische Philosophie den Naturbegriff noch nicht entscheidend reflektiert haben

und teilweise einer Vorstellung von Natur auch im menschlichen Bereich anhängt, der Naturwissenschaftler nicht bepflichten können.

HK: Müssen wir von daher nicht überhaupt die Einbettung des Menschen in die Natur ganz neu bedenken? Nicht nur im Sinne der Bewahrung von Natur, sondern auch im Sinne von Veränderbarkeit des Menschen als Naturwesen?

Tuppy: Ja, denn allein schon die kulturelle Verfaßtheit und soziale Einbettung des Menschen verändert sich. Und die läßt sich von „der Natur“ des Menschen in keiner Weise trennen. Es ist bei Menschen nie nur die biologische Natur zu betrachten, sondern auch seine soziale und kulturelle Natur. Es gibt da keine ganz scharfe Grenze. Man kann nicht einerseits die nichtbiologische Natur so hochschätzen, wie es die Kirche tut, und dann andererseits an einer biologischen Natur festhalten, daß man schlicht einem gerade in der Kirche nicht vermuteten Biologismus verfällt.

HK: Wie würden Sie unter diesem Gesichtspunkt den Beginn menschlichen Lebens sehen? Mit der Befruchtung, so der Grundsatz, ist menschliches Leben, im Sinne von personalem Leben da. Aber da ist die befruchtete Eizelle als medizinisch-biologisches Faktum, über Personalität können Medizin und Biologie nicht entscheiden, wenn man es einmal rein von unserer Erkenntnissituation her sieht.

Tuppy: Es gibt zwei Zeitpunkte, die wirklich leicht faßbar sind: das ist die Konzeption und dann die Geburt. Und ich verstehe, daß man zur Vermeidung von Manipulationen diesen ersten faßbaren Akt der Vereinigung der Geschlechtszellen von Vater und Mutter als den eigentlich relevanten erachtet und ihm auch ethisch und rechtlich eine große Bedeutung zumißt. Aber wie Sie richtig sagen, ist damit durchaus nichts über die Personalität gesagt, gerade wenn man bedenkt, daß vor der Einnistung einer befruchteten Eizelle noch mehrere Personen (Zwillinge, Mehrlinge) entstehen können. Es gibt also gewiß noch nach der Befruchtung wesentliche Einschnitte, von denen her gefragt werden kann, wie sie sich zur Personalität verhalten. Und die Theologie des Mittelalters hat in dieser Frage bekanntlich ja auch unterschiedlich geurteilt. Ich will aber nicht mißverstanden werden: Ich möchte trotzdem auf einem strengen Schutz des werdenden Lebens ab Befruchtung bestehen, weil ansonsten schwer verantwortbaren Experimenten Tür und Tor geöffnet wäre.

HK: Ich wollte den Beginn des Lebens nur als ein wichtiges Beispiel dafür nennen, daß Kirche sich u. U. in Fragen, die letztlich nur anthropologisch zu entscheiden sind, ausschließlich zu vorschnell auf naturwissenschaftliche Daten stützt, ohne daß der Sachverhalt insgesamt genügend im gemeinsamen Gespräch geklärt wird. Denn gerade in solchen Punkten wird gegenwärtig offenbar wenig miteinander gesprochen.

Tuppy: Das sehe ich nicht so. Gerade in solchen Punkten gibt es die von Ihnen vermutete Beziehungslosigkeit nicht. Wenn es z. B. um die Formulierung von Rechtsnormen zu ethisch bedeutsamen Sachverhalten geht, werden neben Juristen, Biologen und Medizinem auch immer Moraltheologen herangezogen.

„Die wirklich notwendigen Gespräche müssen der Festlegung durch das Lehramt vorausgehen“

HK: Auf allen Ebenen oder nur in Einzelfällen? Und gilt es auch für beide Seiten? Wenn demnächst von der römischen Glaubenskongregation eine Verlautbarung zu gentechnischen und reproduktionstechnologischen Fragen erscheint, wird vermutlich auch danach gefragt werden, ob bei der Vorbereitung eines solchen Dokuments der interdisziplinäre Sachverstand entsprechend zum Tragen kam.

Tuppy: Ich habe es von der anderen, nicht von der kirchlichen Seite her betrachtet. Wenn heute über Grenzen gesprochen wird, die nicht überschritten werden sollen, zieht man zu solchen Gesprächen selbstverständlich theologische Ethiker hinzu.

HK: Aber es bleibt dann immer noch die kirchliche Seite und die Frage, ob der Austausch in erster Linie nur punktuell erfolgt und die von Ihnen eingangs geschilderte habituelle Fremdheit bleibt, weil sich Theologie wie Naturwissenschaft und wie Soziologie und Psychologie oft auch sich in ihr eigenes Sprachgebäude zurückzieht. Wie sehen Sie da das Geben und Nehmen, z. B. auf der Ebene der Fakultäten bzw. zwischen den verschiedenen Lehr- und Forschungsdisziplinen?

Tuppy: Es gibt, wenn ich es von meinem Gesichtsfeld aus betrachte, kaum institutionalisierte Kontakte. Aber wenn es um konkrete Probleme geht, haben wir keine Schwierigkeiten, die Kollegen zusammenzubringen. Es besteht dazu von allen Seiten eine große Bereitschaft.

HK: Müßte dann aber nicht das gesamte dialogische Procedere mehr auf diese Fach- und Sachebene verlagert werden? Oder welche Bedeutung haben solche Dialoge auf sehr hoher und höchster Ebene überhaupt, von dem damit verbundenen Prestige und der protokollarischen Präsenz abgesehen?

Tuppy: Selbstverständlich ist es höchst sinnvoll und notwendig, daß vor allem jene die Gespräche führen, die bei der Entwicklung ihrer Wissenschaft mit den Fragen unmittelbar berührt sind. Damit meine ich selbstverständlich nicht nur die Naturwissenschaft und die Medizin, sondern auch die Theologie. Die wirklich notwendigen Gespräche müssen der Festlegung durch das Lehramt vorausgehen und müssen eine große Intensität und Breite haben. Sonst sind sie kaum hilfreich.